

(Nachdruck verboten.)

Der Müllerhannes.

85]

Roman aus der Eifel von Clara Viebig.

Da lockte der Mann: „Komm, put, put, put“ — und sich bückend, tastete er, bis er die flaumigen Knielein fühlte. „Eso en klein winzig Dingelche!“ Noch nie hatte er etwas gleich weiches in der Hand gehalten! Vorsichtig streichelte er mit dem Zeigefinger seiner riesigen Hand über das gelbe Federbällchen.

Oben stieß jetzt der Gabicht seinen häßlichen Schrei aus, da steckte er rasch das erste Kniechen sich vorn zwischen Hemd und Wams, und tastete wieder und lockte: „put, put,“ und suchte weiter laut zählend: „Eins, zwei, drei“ — und so fort, bis er alle zwölf an seiner Brust geborgen.

Regungslos saß er dann; still, daß er nur keins quetschte! Er fühlte das warme, hilflose Leben an seiner Brust, und das that ihm gut. Ei, wie sie sich duckten, wie sie zufrieden piepten! Denen war wohl! Er lachte auf einmal über's ganze Gesicht, i ja, so hatte er manchem geholfen — früher — früher — da war kein Bettler von seiner Thür gegangen — dazumal — als die Sonne schien und das Vöcklein lustig murmelte.

„Ach!“ Einen langen Seufzer ausstößend, rückte der plötzlich Unruhiggewordene auf der Bank hin und her.

Der Bach, — der Bach — floss der nicht an einer Mühle vorbei?! Und die Mühle — die Mühle — war sie nicht die schönste, die stattlichste gewesen, Eifelaufl, Eifelaufl?!

Mit einem kurzen, scharfen Aufschrei schlug er sich jählings vor die Stirn: „Hannes, wo warste, wo bist du dann gewesen all die Zeit?!“

Da war einmal ein übermütiger Bursch gewesen, der sprang in den tiefen Berg, d'rin die Zwerge hausten, und als er wieder herauskroch, waren hundert Jahr vergangen — nein, nur eins, aber das war wie hundert! „Hundert Jahr' — hundert Jahr!“ Raslos schüttelte der Altgewordene den Kopf, es war etwas Hüßliches in dem unsicheren Umhergreifen seiner Hände — wo, wo war die Zeit hingegangen — wo — wohin die Mühle?!

Er fuhr auf. Die Henne, die bis dahin, still geduckt, sich neben ihm auf der Bank gesonnt, sträubte sich wieder die Federn und die jungen Knielein piepten erschrocken. Da riß er sie aus dem Busen — nicht unanft setzte er sie zur Erde, aber ungeduldig — seine Angäpfel, deren starres Blau kein Licht und auch keine Trübung zeigten, rollten von einer Seite zur andren: die Mühle, die Mühle, wenn er nur wüßte, was mit der Mühle geschehen!

„Et is ebbes passiert, ich weiß net was — ich han ebbes verloren, ich weiß net was — Badder, Modder, Tina, wißt Ihr et all net?!“ In Hast tappte er umher.

Bis zum ersten Pflaumenbaum kam er, da stieß er an, und die weißen Blüten besähteten ihn. Zurückweichend tappte er wieder mehrere Schritt — nun rampte er gegen die Hauswand.

„Fränz, Fränz!“ Er rief, aber die Tochter hörte nicht. Da suchte er wieder seinen früheren Sitz und darauf niedersinkend murmelte er: „Ich han ebbes verloren — ich han ebbes verloren — ich finden et net!“

Die Sonne, die bis dahin mit ihrem vollen Nachmittagsglanz dem Hügel gegenüber gestanden, zog sich allgemach langsam hinter den waldigen Vorsprung der nächsten Schlucht zurück; aber es blieb noch warm, selten lind; mit weichen Händen strich die Luft ums graue Haus, um den grauen Mann. Das stopplige Kinn auf den Stecken gestützt, verharrte der nun unbeweglich.

Die Henne hatte ihre Knielein hinein in die Stütze geführt, in der Stube, bei der Feuerstelle ließ sie sich nieder, plusterte die Flügel und die müden Kleinen suchten darunter die Ruh'. Aber draußen in den Haselbüschen, die wie einzelne Schöpfe aus dem kahlen Hügelköpfe aufsproßen, zwitscherten noch die kleinen Grasmücken, und von überall, aus dem Grund, aus der Höhe, klang ein leises, unausgesetztes Singen — kein Nachtigallenschlag, bescheidenere Mailieder, aber süß wie jener.

Im feuchten Wiesenrain, tief unten am Bach, huben jetzt die Frösche an — horch! Der Einsame auf der Bank rührte sich, hob nicht den Kopf, aber merkte doch auf: was waren das für seltsame Stimmen? Vertraute Stimmen! — — — Wenn an lauen Abenden die Fenster der Mühle offen stehen, wenn das Mühlrad ruht, und aller Lärm des Tages, dann geben die Frösche unter den großen Kettenblättern bei den großen Steinen des Maarbachs, in dem die blauen Berggymeinicht niden, ein Konzert. Und das Wasser hüpfst dazu, es raunt und rauscht. Was raunt es doch?!

Es eilt an der Mühle vorbei und sieht einen lustigen Mann und eine blasse Frau und noch viel andres: die Fränz, das Klavierchen, Knechte und Magd, den Nero, die Pferde und das Chaischen. Der Nero bellt, das Klavierchen spielt, und der Mann und die Fränz tanzen — ha, wie schön — — —!

„Kuckuck!“
Ein Kuckuck ließ sich plötzlich hören im linken Buschgehänge der Schlucht, und nun rechts gegenüber ein zweiter im jungen Erlensbestand gen Bleckhausen hinauf. Sie riesen sich zu:

„Kuckuck?“

„Kuckuck!“

Das war ein Fragen und Antworten im selben Ton, das kein Ende nahm.

„Kuckuck — Kuckuck — Kuckuck!“

Der Mann auf der Bank hatte plötzlich beide Hände gehoben, die zitternden Finger streckte er bittend in die Luft: „Wieviel ruffte, Kuckuck, wieviel?“

Er lautete, alle Züge im Horchen straff gespannt.

„Eins — zwei — drei — vier — vier — zusammenschauernd wie im Frost ließ er jetzt die erhobenen Hände sinken. „Oh — ich zählen net weiter, ich sein net eso kühn!“

Die Hände schlug er vor's Gesicht und that sie nicht mehr herunter. Regungslos saß er so, mit gebeugtem Haupt, ganz in sich zusammengesunken.

Der Kuckuck hüben und der Kuckuck drüben wurden nicht müde. Es war Mai, und es war ihr gutes Recht, im junggrünen Wald sich auszuschreien in Lebens- und Liebeslust. Alle kleineren Sänger waren jetzt verstummt und ins Nest gefroren, aber sie riesen, halb verschlafen schon, aber doch noch deutlich, im Hochgenuß sich allein zu hören: „Kuckuck!“

Wer sollte sie schenken? Weit hinter diesem runden Bergbüchel lag Maarfelden, und weit hinter jenem Bleckhausen. Nur die Dämmerung schritt auf leisen Sohlen durch's Herz der Schluchten, und die Blumen: das Hundsveldchen, der Wiesen-schraun und die blasse Anemone blühten stumm. Die Schlehensbüsche, die weißen Wölkchen gleich, an den Felsrutschen kleben, froh, daß sie Fuß gefaßt, rührten sich nicht.

Die Sonne war versunken, der Kahn des Mondes schwamm herauf im zarten Silbergraublau. Noch immer saß der stille Mann auf der Bank an der Stüttenwand, und noch immer rief der Kuckuck. Aus dem Schornstein des Häuschens stieg jetzt das leichte Räuchlein eines wenig gehaltvollen Reijgfeuers, und jetzt ertönte hinter dem Haus, den Hügel hinauf, der derbe Tritt eines nagelbeschlagenen Schuhs.

Vom kleinen Ader, der zum Abbau gehört, kam die Fränz. Ein großes Grastuch vollgepfropft mit allerlei Kräutern zum Futter für die Ziege, hatte sie aufgehuckt. Es war eine schwere Last, die die Schultern nach vorn drückte und den Kopf duckte. Allerhand Blumen, beim Futtererschneiden mit ausgeraust, hingen dem Mädchen gleich bunten Fransen tief in die braune Stirn. Mit einem Aufatmen lockerte sie jetzt den Traggurt, der ihr die Brust eingeschnürt und warf mit einem Ruck ihre Last bei der Bank nieder.

„Se, Badder! 'n Abend! Wat machste?“ Wie einem Kind, so strich sie ihm die Haare aus der Stirn. „Schön Wetter heut', aber warm — gelt?“ Mit dem Rücken der Hand wischte sie sich den Schweiß ab, der ihr reichlich über's sonnenverbrannte Gesicht rieselte und dehnte die vom Tragen steif gewordenen Glieder. „Ich sein eweil noch net eso gewöhnt,“ sprach sie, wie entschuldigend zu sich selber, und dann zum Vater:

„Komm'erein, mir wollen eweil essen!“

„Noch en Romang,“ sagte der plötzlich und faßte hastig nach ihrem Rock. „Hörste Fränz, den Kuckuck?!“

Sie nickte gleichgültig ja, der würde jetzt alle Tage

schreien, 's war ja Frühjahrs! „Komm nur herein.“ mahnte sie nochmals und bot ihm die Schulter zur Stütze.

„Gör' ehs, Fränz, hörste?“ murmelte er unruhig. Heute folgte er ihr nicht, wie er ihr sonst immer gefolgt, sich auf ihre Schulter lehnd, heut' war er's, der sie zog. „Setz Dich!“ Es war eine seiner alten befehlenden Bewegungen, mit denen er neben sich auf die Bank wies. Und als sie sich setzte, verwundert ihn ansehend — lange, sehr lange war sie keinerlei Selbständigkeit bei ihm gewohnt gewesen — fragte er noch einmal: „Hörste den Kuckuck?“

„Ja, ja!“ Was wollte der Vater nur, was hatte er denn wieder?! Eine Angst kam das Mädchen an: fiel wieder die alte schreckliche Unruh' über ihn her?!

Und er nickte still vor sich hin und lächelte. Das Lächeln that der Tochter auf einmal bitter leid. Sie faßte seine Hand und sah ihm ins Gesicht: „Vadder, laß doch den Kuckuck, wat haste denn eweil?“

Da drückte er ihre Hand mit ungewohnter Kraft: „Ich weiß eweil, wat ich verloren han, olau, ich weiß et, ich weiß et. Den Kuckuck, den rußt — den Kuckuck — den — den —.“ Er verfiel wieder in ein undeutliches Murmeln.

Hastig faßte Fränz ihn an der Schulter — Jesus, wollte er nun wieder sein wirres Rallen anfangen, das sie so oft geängstigt?! — sie rüttelte ihn: „Vadder, Vadder, de Supp' is fertig, haste net Hunger? Vadder, essen! Vadder!“

Aber er schüttelte sie ab. „Ruhig,“ jagte er mit starker Stimme, „ich weiß eweil, was ich verloren han, ich weiß eweil alles. Den Müllerhannes hat sein Mühl' verloren, un“ — eine kurze Pause machend, wendete er ihr das Gesicht voll zu und suchte sie mit dem erscheinenden Blick seiner starren Augen — „un den Müllerhannes is eweil blind!“

„Vadder!“ Sie schluchzte laut auf, ein mitleidsvolles Weinen kam sie an.

Aber er klopfte sie auf den Rücken: „No, no, Fränz. Ja, eso sein de Frauleut, allweil wird gefrisch.“*) Mußt net freischen, Fränz! Es thut mer nur eso leid, dat ich uns alten Kuckuck kaput geschlagen han. Wie hän am Boden lag, da hat hän mich noch eso deierlich**) angesehen!“

XX.

Die Mühle zu Maarfelden stand verlassen. Zwar hatten die beiden Müller an der Meinen-Kyhl sie gekauft — da sollte sich nicht wieder ein neuer ermissen und ihnen mit dem Wasser Sperenzien machen und Mergel und Scherereien aller Art — aber in Betrieb setzten sie sie nicht wieder. Was zu schaffen war, schafften sie in ihren zwei weißen freundlichen Mühlen, dazu brauchten sie den dunklen Kasten am Maarbächelchen, dessen Fenster wie trübe Augen unterm hängenden Strohdach hervorguckten, nicht mehr.

Und noch dazu, wer mochte haufen, wo das Unglück so sichtbarlich gewaltete?! Es hätte sich übrigens keiner zu Maarfelden gefunden und auch keiner von weiter her, der in der Mühle seinen Wohnsitz hätte nehmen mögen.

„Da is einen drauf kaput gegangen,“ sagten flüsternd die Leute, zogen die Augenbrauen hoch, wiesen scheu mit Fingern und elkten vorüber.

Die Kinder, die am Maarbächelchen im Gebüsch nach Beeren streiften, kamen eines Tages hochrot und geschwitzt ins Dorf zurückgerannt; sie hatten einen Krampen gehört, ein Murmeln und Summen, ein Trittnirschen und Poltern in der verlassenen Mühle, daß sich ihnen die Haare sträubten. Als aber gar ein Kuckuck jähre — huh, des Müllers Kuckuck! — und die Dohlen auf den grauen Weidenbäumen am Siebel Antwort krächzten, da hatten auch die Beherztesten Fersengeld gegeben — die Mühle war nicht mehr geheuer.

So ward sie gemieden. Die Müller von der Kyhl ließen sie verfallen. Sie hätten die Steine des Wohnhauses wohl abbrechen und zu einem Neubau verkaufen mögen, aber niemand begehrte ihrer. Es waren Unglückssteine!

Die Fachwände des Stalles waren schon eingestürzt — so ein paar Eifelwinter räumen rasch auf. — Nachstürme hatten das Strohdach teilweise abgedeckt, daß der unruhige, weißwolkige Eifelhimmel frei hineinschaute in die Mahlstube. Noch sah man die Bretter der gedieften Zimmer, aber sie waren halberfault; auf morschen Stützen ragte die Stiege wadelig ins Obergeschos — überall entblößten sich nackte Sparren, wie die Rippen eines traurigen Leichnams.

Das große Rad hatte sich am längsten bewährt, aus festem, fernigstem Holz schien es bestimmt, Generationen zu

dienen. Jetzt war der letzte Kirchweiler kaum von der Mühl', und es fing auch schon an zu kränken. Ihm fehlte der rauschende, brausende Mühlenesang, das erquickende Berlen und Sprützen des Mühlenbaches. Im Winter vom Schnee und allzu sehr belastet, im Sommer von Sonnenhitze allzu sehr gedörrt, zersprangen seine Speichen. Seine Schaufeln brachen ab — hier lag eine im ausgetrockneten Mühlenengraben, dort eine zwischen Resseln und Schutt.

Und der Garten ganz wild, Unkraut so hoch, daß ein Kind drin versinken konnte — gut, daß Frau Lina das nicht mehr zu sehen brauchte! Gut auch, daß des Müllerhannes Augen gebunden. Ob der nicht sonst sein Kleid zerreißen würde und sich auf den Aschensack setzen, wie weiland der Siob?! — — —

Müllerhannes saß alle Tage, die nicht Wintertage waren, auf seinem Bänkchen an der Güttenwand des Abbaues. Wanderer, die der Straße auf dem Plateau folgten und aus scharfen Augen zufällig einen Blick hinunterjandten ins Gewirr der Schluchten, deren sich immer und immer welche neu bilden zwischen den vorgeschobenen Coulißen der felsigen Abstürze, sahen das einsame, graue Häuschen und den einsamen, grauen Mann; der saß da wie aus Stein, den Kopf ein wenig vorgeneigt, wie einer, der regungslos lauscht.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Kopffäger.

Der primitive Mensch schwankt zwischen der Furcht vor den Toten und der Verehrung ihrer Ueberreste, beide Empfindungen aber treten merkwürdigerweise sehr oft gleichzeitig bei ihm in die Erscheinung. Die Totenverehrung gipfelt in dem Ahnentult, der viel weiter über die Erde verbreitet ist, als man noch vor kurzer Zeit annahm, und vom Ahnentult bis zur Verehrung der Schädel ist nur ein Schritt, da der Kopf des Leichnams, das dauerhafteste, am leichtesten zu konservierende und am meisten charakteristische Ueberbleibsel des Körpers, als der beste sichtbare Vertreter des zu verehrenden Toten gelten muß. So finden wir denn in allen Weltteilen außerhalb Europas den Brauch, daß der Tote seines Kopfes beraubt, und daß diesem im Dorfe oder in der Hütte des Einzelnen ein Ehrenplatz eingeräumt wird. Man hat damit die Geister der Verstorbenen in der Nähe und braucht sie deshalb auch nicht so zu fürchten, als wenn sie irgendwo in der Wildnis ihr Wesen treiben und allerlei Unfug anrichten.

Von solcher Schädelverehrung sind die Vorstellungen, die zur Schädeljägerie geführt haben, offenbar verschieden. Diese furchtbare Sitte ist lange nicht so verbreitet als jenes Ehrfurchtsgefühl, und beschränkt sich auf einige Teile Afrikas und Asiens. Wenn z. B. ein Dajak auf Borneo irgend einem Angehörigen eines Nachbarstammes auflauert, ihn tötet und den abgeschnittenen Kopf triumphierend heimbringt, so ist ohne weiteres klar, daß da von einem Bedürfnis nach Verehrung des Getöteten keine Rede sein kann; man wird diese Sitte vielmehr zunächst für einen Ausfluß gemeinster Mordlust zu halten geneigt sein. Solcher Art sind die Motive der Kopffäger von vornherein aber doch wohl nicht gewesen, sondern sie gehen auf ganz eigenartige Anschauungen zurück, wie wir später sehen werden. Vorerst werfen wir einen Blick auf die Kopffäger selber, auf die Bemühungen, auf die eine oder andere Art in den Besitz von Schädeln zu gelangen.

Im Kongoboden ist bei vielen Gelegenheiten das Köpfen von Sklaven oder Kriegsgefangenen gebräuchlich. Der Sklave wird mit dem Kopf an einen elastischen niedergebogenen Baum gebunden, der seinen Nacken straff anspannt; der Henker tritt heran und säbelt den Kopf ab, der mit dem freigemordenen Baum in die Höhe schnellt. Im übrigen Äquatorialafrika, sowie in Dahome und Aschanti sind oder waren Menschenschlächtereien häufig, und die abgeschrittenen Köpfe prangten auf Stangen an den Thoren oder wurden zu ganzen Pyramiden aufgeschichtet. Eine eigentliche Kopffägerie ist das natürlich nicht, aber die Beweggründe sind da doch teilweise dieselben, wie in der südostasiatischen Inselwelt über Neuguinea hinaus bis jenseits der Torresstraße — d. h. im sogenannten Australasien. Hier stellt man seinem Opfer nach, wie der Jäger das Wild beschleicht, hier scheidet man auch gelegentlich den offenen Kampf nicht, wie der Jäger einem gefährlichen, angriffslustigen Raubtier entgegentritt. Verächtigt sind zunächst verschiedene Stämme auf Sumatra, so die westmalaischen Batta, von deren Kopfliebhaberei schon Schriftsteller des 14. und 15. Jahrhunderts zu berichten wissen. Der Venetianer Conti sagt von ihnen, die übrigens auch Kannibalen sind: Sie schlagen ihren Gefangenen die Köpfe ab, verzehren ihr Fleisch und bewahren die Schädel auf, die einen hohen Wert besitzen und sogar als Zahlungsmittel gelten. Der Reichtum eines Battahäuptlings wird nach der Menge seiner Kopftrophäen geschätzt, erzählt Anderson aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts, und die Berichte der neueren Reisenden stimmen damit überein.

Hier geht der Erbeutung des Schädelns also ein Kampf voran; aber stark verbreitet ist dort auch überall der Gebrauch, tage-, selbst wochenlang im Hinterhalt zu warten, bis irgend ein Fremder — sei er Mann, Weib oder Kind — des Weges kommt, ihn in feigster

*) Gebeint.

**) Betrübt.

Weise zu erschlagen und seines Kopfes zu berauben. Woher der Kopf stammt, ist ganz gleichgültig für das Urteil der Stammesgenossen; der Mord wird bejubelt und belobt, der Thäter als Held gefeiert, wenn er auch nur ein wehrloses Weib „erlegt“ haben sollte. Die Schädel werden in den Hütten an der Dede aufgehängt und bleiben dort oft Generationen hindurch; ihr Besitz verehrt sich als kostbare Hinterlassenschaft, die durch die Nachkommen gelegentlich bereichert wird. Das gilt z. B. von den berühmtesten Dayaks auf Borneo und von den Papuas in einzelnen Gegenden Neuguineas. Von den Mfuren des holländischen Anteils der Insel wird berichtet: Der Krieg besteht darin, den Gegner tapferartig zu beschleichen; gelingt es, ihn mit einem Pfeil- oder Flintenschuß niederzustrecken, so wird ihm sofort der Kopf abgehauen und im Dorf auf einem Bambus aufgesteckt. Dem Helden zu Ehren, der solche That vollbracht, findet ein mehrere Tage währendes Fest statt, er schmückt sein Haar mit Blumen und Papageienfedern, deren Zahl die Menge der von ihm bereits erbeuteten Feindesköpfe andeutet. Wer ihrer viele gewonnen hat, erhält die Führerschaft im Kriege und das Vorrrecht, bei Festlichkeiten vorzutanzten. An der Spelmannsbai werden die Schädel im Feuer getrocknet und später in Felshöhlen niedergelegt. Das Opfer zu rächen, ist gewöhnlich Stammesfache, und da die Wiedervergeltungsidee bei den Papuas stark ausgeprägt ist, so nehmen die Stammesfehden kein Ende. Vielfach herrscht die Sitte, daß ein junger Mann, bevor er als Erwachsener gelten darf, sich einen Kopf geholt haben muß. Von der Südküste Neuguineas erzählt Chalmers: Wenn ein Feind getötet war, wurde ihm der Kopf mit einem Bambusmesser abgeschnitten und in einer Rotangschlinge nach Hause gebracht. Dort hing man den Kopf über ein Feuer und fengte ihm alle Haare ab, während die jungen Mädchen des Dorfes in der Nähe einen Kreis bildeten und tanzten und sangen. Der Schädel wurde dann fortgenommen, das Fleisch von ihm entfernt, gewaschen und am Hauptpfosten der Hütte aufgehängt. Außerordentlich schlimme Kopffjäger sind die wilden Stämme des Innern von Formosa, die unter chinesischer Herrschaft ganz, unter japanischer noch zum Teil ihre Unabhängigkeit sich bewahrt haben. Sie haben es vor allem auf die bezopften Söhne des Reiches der Mitte abgesehen, worüber die japanischen Behörden sogar eine Statistik führen. Nach der dem deutschen Reisenden Fischer vorgelegten Liste entfielen 496 geköpfte Chinesen und 21 Japaner allein auf das Jahr 1897. Solange ein erbeuteter Chinesekopf frisch ist, wird er auf einen Pfod mit herausragendem Stachel aufgespießt und sein Mund mit einer Batate geschmückt. Später werden die Köpfe an die Dede gehängt und die Schädel vor den Hütten auf Gerüsten reihenweise aufgestellt.

Es erhellt aus den mitgeteilten Einzelheiten, daß solche Schädel, die den Gefangenen oder Feinden geraubt worden sind, eine Verehrung nicht genießen werden, ihrer nicht würdig sein können, und die Zwecke dieser Kopffjäger müssen daher andre sein, als die Beschaffung eines Idols. Gaddon meint, es sei kaum daran zu zweifeln, daß einer der hauptsächlichsten Beweggründe für die Kopffjagd der Wunsch sei, den Frauen zu gefallen; denn unter einigen Stämmen Borneos ist es nach den Erfahrungen dieses Forschers für einen Heiratskandidaten unbedingt notwendig, sich vorerst einen Schädel zu beschaffen, und zum wenigsten ist das ein Weg, sich die Zuneigung seiner Angebeteten zu erwerben. Bei den Bewohnern der westlichen Inseln der Torresstraße, wo eigentümlicherweise die Heiratsanträge nicht von den Männern, sondern von den Frauen ausgehen, kann ein junger Mann, der den ersten Kopf erbeutet hat, mit Sicherheit darauf rechnen, daß sich sofort ein Mädchen um ihn bewirbt. Daraus ergibt sich folgender der Kopffjagd zu Grunde liegender Gedanke: Ein Mann, der tapfer und kräftig genug ist, auf die Kopffjagd zu gehen, wird auch im Stande sein, sein Weib zu schenken; also gilt es für den Freier, seine Tapferkeit auf diesem Wege zu erweisen. Allerdings läuft da auch mancher Schwindel mit unter. An der Mündung des Flyflusses in Britisch-Neuguinea sagt ein junger Mann, er wolle für einige Monate auf die Schädeljagd gehen; er begiebt sich indessen nur zu einem Freunde ins Nachbar-dorf und sitzt dort, wie man in Anlehnung an eine bekannte Erzählung vom furchtamen Wanderburschen sagen könnte, die Zeit über hinter dem Ofen. Inzwischen läuft er einige Schädel und lehrt damit stolz in sein Dorf zurück, wo er von seinen Angehörigen ob seiner Tapferkeit vor aller Welt gerühmt wird. Sie wissen zwar oft, wo der junge Held seine Schädel „erjagt“ hat, schweigen aber wohlweislich in der Erinnerung vielleicht an eigne Schwindelereien; die schwarze Dame aber, die er verehrt, glaubt fest und fest an die Tapferkeit des Bewerber, und bald ist sie sein.

Jene Erklärung Gaddons ist annehmbar, aber wohl nur für wenige Fälle. Wir haben oben gesehen, daß man oft zu den hinterlistigsten und feigsten Mitteln greift, um einen Kopf zu erwischen, und daß man dabei sogar den Kopf eines Weibes oder Kindes nicht verschmäht; als ein Beweis der Tapferkeit aber wird das in der Regel nicht gelten, und so müssen wir nach andern Beweggründen suchen. Da ergibt sich denn die auch aus Afrika gut belegte Thatsache, daß man glaubt, die Erschlagenen, deren Köpfe er getraubt hat, werden in der andern Welt die Diener des Mörders sein. Der Kopffjäger trifft also Sorge für die Zukunft. Hat jemand bei seinen Lebzeiten diese Vorfrage unterlassen, so holen das die nächsten Verwandten nach seinem Tode nach. Sie legen sich auf die Laer und suchen dem Toten noch nachträglich einen Diener zu verschaffen. Daß die erbeuteten Schädel einen hohen Wert besitzen und nicht gern fortgegeben werden, läßt sich aus dem Angeführten leicht schließen.

Bei einigen der Stüftendayaks in Britisch-Borneo breicht die

Sitte, daß das Volk die Trauer um einen Häuptling oder dessen nahen Verwandten nicht eher aufgeben darf, bis man für ihn einen neuen Schädel erbeutet oder sich einen alten für die letzten Totenzeremonien verschafft hat. Da diese Stämme teilweise unter englischer Aufsicht stehen, von einer eigentlichen Kopffjagd also nicht mehr die Rede sein kann, so ist man auf den Gedanken verfallen, den bei solchen Todesfällen erforderlichen Schädel zu leihen. Dadurch aber verliert der Schädel für den gefälligen Besitzer sehr stark an Wert, und er hängt ihn meist nicht mehr an dem alten Ehrenplatz auf, nachdem er ihn zurückgehalten hat. Einzelne Stämme sind allerdings nicht mehr so empfindlich, sondern nehmen die ausgeliehenen Schädel ruhig wieder in ihre Häuser. Immerhin ergeben sich Schwierigkeiten aus dem Kopffjagverbote des (englischen) Rajah und aus der Abneigung, die Schädel auszuborgen; da ist nun die Regierung auf einen eigentümlichen Ausweg verfallen: In einigen Forts werden Vorräte alter Schädel, die man durch irgend welchen Zufall bekommen hat, gehalten, und ein Stamm, der für seine Trauer einen braucht, kann ihn von dort leihen. Die Schädel sind zu diesem Zweck mit Buchstaben ausgezeichnet, und über die Ausleihungen wird danach Buch geführt. Wenn die Trauerzeremonien vorüber sind, wird der Schädel zurückgebracht und dem Vorrat wieder einverleibt. Die Leute sollen mit diesem Ausweg sehr zufrieden sein und gern davon Gebrauch machen. —

H. Singer.

Kleines feuilleton.

k. Gold in der Kehle. Unlängst wurde berichtet, daß Adeline Patti noch einmal „in ihren alten Tagen“ eine Tournee durch Amerika machen will, von der sie wieder große Reichtümer heimbringen wird. Eine englische Zeitschrift macht dazu die Mitteilung, daß die Patti bereits rund 20 Millionen Mark mit ihrer Stimme verdient hat. Während eines einzigen Jahres hatte sie einen Reingewinn von 1 400 000 M. Während eines Teils ihrer Laufbahn verdiente sie Tag für Tag in zwei bis drei Stunden über 20 000 Mark, und wenn sie in demselben Maßstabe weiter „gearbeitet“ hätte, so würde sie in drei Jahren schon 20 Millionen Mark verdient haben. Die höchste Summe, die je einer Sängerin in Covent Garden gezahlt wurde, war 192 000 M., die Adeline Patti 1870 für 16 Abende erhielt, d. h. 12 000 M. für jedes Auftreten. Schon bei ihren früheren amerikanischen Gastspielreisen hat sie diesen Rekord aber geschlagen; denn in den achtziger Jahren erhielt sie in New Orleans 24 000 M. für den Abend. Diese „Primadonna assoluta“ hat viele einfache Methoden, ihre Stimme vor den Wirkungen der künstlichen Hitze auf der Bühne und im Konzertsaal zu bewahren; ein Mittel ist, beim Aufstehen mit Salzwasser zu gurgeln. Ihre Vagen für ihr Singen waren gewiß „fürstlich“, und doch hat sie wahrscheinlich für ihr Mitsingen einmal noch mehr erhalten; in einer Saison im Covent Garden erhielt sie nämlich außer ihren 16 000 M. für eine Vorstellung noch eine Abstandssumme von 240 000 M. dafür, daß sie sich verpflichtete, eine bestimmte Zeit hindurch nicht anderswo zu singen. Wie klug die Patti mit ihren Mitteln zu wirtschaften wußte, zeigte auch die Thatsache, daß sie wahrscheinlich die Veranlassung zur Stimmenverfälschung gegeben hat. Ihre Stimme ist mit 20 000 M. für den Anfall einer Vorstellung oder mit 160 000 M. bei gänglichem Verlust der Stimmmittel versichert. Trotzdem sie etwa 60 Jahre alt ist, hat sie nur zweimal die Versicherung in Anspruch genommen.

Christine Nilsson hatte verhältnismäßig nur eine kurze berufliche Laufbahn, und doch soll sie durch ihr Singen über fünf Millionen Mark verdient haben. Große Einkommen haben auch jedes Jahr die heute berühmten Sänger und Sänginnen, wenn sie auch weit hinter dem Einkommen einer Patti oder eines De Kefle zurückbleiben. Madame Melba kann, wenn sie will, wöchentlich gut 20 000 M. verdienen, und wenn sie in einem Privathause auftreten soll und Zeit dazu hat, so kostet das wenigstens 4000 M. So beliebte Sänginnen wie Clara Butt oder Ada Crofley können über das Einkommen eines Kabinetministers lächeln, das jede der beiden Damen bequem in jedem Jahre verdienen und dabei doch noch einen sechsmonatlichen Urlaub nehmen kann. Unter 400 oder 600 Mark tritt keine der Beiden privatim auf. Jean de Kefle hält den Rekord für Sänger; sein Kontrakt für ein sechzehnmaliges Auftreten sichert ihm 144 000 M., außerdem bedingt er sich stets seine Ausgaben für das Hotel und eine bestimmte Summe für Pferd und Wagen aus. Die beiden Brüder de Kefle haben während ihres fünfundsiebenzigjährigen Sings, gering geschätzt, eine Summe von 20 Millionen Mark verdient, von der Jean natürlich den Löwenanteil hat. Das macht durchschnittlich für Jeden 400 000 Mark jährlich. Auch Lassalle hat 8000 M. für ein Auftreten erhalten. —

Theater.

Trianon-Theater. „Die Rotbrüde.“ Lustspiel in drei Akten von Fred Grézac und Francis de Croisiel. — Es war derselbe Beifall, wie vor Monaten bei der Trianon-Premiere von Maurice Donnays reizender „Liebeshäutchen“. Die tribale Dudenbüchse, wenn sie sonst als konkurrenzfähig in den Versänglichkeiten sich erweist, schien gleich willkommen wie die sein eisenfeste Arbeit eines dem Geiste freier Künstlerchaft sich nähernden Kunsthandwerkers. „Rotbrüde“ — der deutsche Uebersetzer konnte keinen bezeichnenderen Titel finden. Vom Donnayschen Geiste zu schweigen; es fehlt auch jenes Geistesfurrogat, mit dem das bessere Mittelgut Pariser Schwänke seine Wirkungen erzielt, die Kunst des

Verblüffens, der tolle Wirrwarr der Erfindung. Frau Dumoulin, die den üblichen jungen Mann — hier heißt er Baron Roger von Gardannes und erbt zehn Millionen — heiraten möchte, hat ein Rendezvous so zu arrangieren gewünscht, daß man sie ertappen, Roger aber unerkannt entkommen muß. Das erste ist nötig für die Scheidung von Herrn Dumoulin, das zweite, weil das Gesetz die Heirat einer Geschiedenen mit dem überführten Ehebrecher verbietet. Immerhin bleibt ein Verdacht auf Roger haften. Um die Spuren völlig zu verwischen, wird der Herr Baron also auf ein bis zwei Jahre eine Scheinhe mit einem andern Mädchen eingehen, um dann, von dieser geschieden, glücklicher Gemahl Madame Dumoulin's zu werden. Natürlich verliebt er sich bei dem Experiment und versucht nach einem unter Dumoulin'scher Herrschaft verlebten Schreckensjahr, die Geliebte mit seiner Frau zu betrügen. Die Scene, die die beiden Gatten unter Zeugenschaft der eifersüchtigen Dumoulin als Vorbereitung für die Scheidungsklage spielen sollen, endigt hinter einer verschlossenen Thür. Mit den billigen Pisanterien dieses zweiten Aktes ist das Pulver verschossen. Damit ein dritter möglich, erzählt uns der Baron, daß die verschlossene Thür nichts Definitives zu bedeuten hatte. Der eheliche Hirt kann also nochmals losgehen. Das Neglige unter dem Reifemantel der Titulargemahlin soll für den Mangel sonstiger Ueberraschungen entschädigen. Nur das freie, anmutige, unbefangene Spiel *Helene Zehmers* in der Hauptrolle machte die Längen erträglich. — dt.

Völkereunde.

ss. Eine poetische Volkssprache ist die der Malgassen, wie die Bewohner der Insel Madagaskar mit einem kürzeren Wort genannt werden. Die Franzosen haben es sich angelegen sein lassen, auch die Sprache der Einwohner ihrer jüngsten Kolonie zu erforschen, und einer der dabei beteiligten Gelehrten giebt in der „Revue de Madagascar“ einige Aufklärung über das Idiom der dortigen Bevölkerung. Die Sprache der Malgassen hat einen gewissen poetischen Reiz, der auf eine Ähnlichkeit mit den Sprachen der malaiischen und polynesischen Völker hinweist. Wenn ein Malgasse von einem Hügel spricht, so sagt er „Bergkind“, einen Fluß nennt er „Wassermutter“, die Nebenflüsse seine „Kinder“. Eine Wegkreuzung bezeichnet er als „Mutter der Wege“, einen vielbetretenen Pfad als einen „geflochten“ oder „reifen Weg“. Die Hauptstadt eines Landes ist ihm die „Stadt-Mutter“, das Gehirn das „Stopf-Zimere“, die Pupille des Auges der „Augen-Dürst“, die Eckzähne die „Zahnprinzessinnen“, die Finger „Zweige der Hand“, der Kopf des Schenkeltastochens „Ei des Berthubus“, die Baden „Wand des Unterarmfels“, die Beine „Zweige der Füße“. Diese Bildersprache bezieht sich auch auf viele Verhältnisse seines Lebens. Wenn ein Malgasse von jemand sagen will, daß er auf Kosten seines Vermögens lebt, so nennt er das „seine Seele essen“. Ist jemand roh gegen seine Eltern, so wird er mit den Eingeweiden verglichen, die das Innere des Körpers aufzehren. Einen Haufen kleiner Knaben nennt er ein „Dickicht von Jungens“. Eine Mutter redet ihr Kind besonders zärtlich mit „Fett meines Lebens“ an, denn das Fett ist den dortigen Menschen ein besonders geschätztes Nahrungsmittel. Besonders reizend ist der Ausdruck für eine Braut, die den „Wohlgemuth einer Gattin“ besitzt. Den Vorwurf der Herablassung zu einem Unwürdigen faßt man in die Worte „seine Kleider fallen lassen“. Für unrennen Begriff des Augenblicks hat der Malgasse die Bezeichnung „die Zeit, in der man eine Heuschrecke rösten kann“. Will er von einem Ort ausdrücken, daß er ziemlich weit entfernt ist, so sagt er, er sei „gleichzeitig nahe und weit“. Die Selbstsucht wird verglichen mit der Umarmung eines Skrotodils, der Geiz mit der eines Storpions. Erscheint ein Gegenstand dem Malgassen ungewöhnlich schwarz, so nennt er ihn „siebenmal schwarz“. Zwei Stücke desselben Gegenstandes erscheinen ihm stets als ein Ehepaar; eine Untertasse ist ihm die „Frau der Tasse“, und mit demselben Vergleich drückt er die Ähnlichkeit zwischen zwei Gegenständen aus. Käht sich jemand von einem Dieb überlisten, so „verwahrt er sein Eigentum in einem durchlöchernten Korb“. Leidet jemand Hunger trotz reichlicher Mittel, so „dürstet er im Schiff“. Einen stark entwickelten Hochmut vergleicht der Malgasse ironisch mit „Trinken des Himmelsnektars“. Wenn sich jemand für schlechter hält als die übrigen Menschen, so hat der Malgasse dafür die merkwürdige Bezeichnung „er sieht den Mond, bevor ihn die Tiere gesehen haben“ (die doch die ganze Nacht draußen bleiben). Wer über seine Gaben hinaus will, den vergleicht er mit dem Gras, das höher wachsen möchte als eine Banane. Ganz europäisch mulet der uns geläufige Ausdruck an „sich mit Freunden Federn schmücken“. Wer sich zu hoch dünkt, leidet an der Einbildung, eine „Maisstaude zu sein, an der Bohnen hängen“. Wenn es jemand besonderes Vergnügen macht, andre bei Fehlern zu ertappen, so „sucht er Löcher im Feige“. Mit Leid fühlten vergleicht der Malgasse mit „Kälte haben“. —

Physiologisches.

ie. Die Bedeutung der weißen Blutkörperchen ist jedenfalls eine sehr wichtige und vielseitige, aber doch noch nicht vollständig bekannt. Die beiden Physiologen Staffano und Willon haben vor der Pariser Akademie der Wissenschaften eine Uebersicht über die bisher erworbene Kenntnis von diesen Organen gegeben. Schon früher ist durch Professor Redlinghausen nachgewiesen worden, daß das Ausschützen der weißen Blutkörperchen (Leucocyten) durch die Schleimhaut des Darms stattfindet, und die Arbeiten von Staffano führten auf dem Wege verschiedener Experimente auf die Thatsache

hin, daß dies Ausschützen der weißen Blutkörperchen ein der Hauptmittel ist, durch die sich der menschliche Organismus von entweder schädlichen oder nutzlosen Stoffen zu befreien vermag. Wenn zum Beispiel Sublimat in den Blutkreislauf eingeführt wird, so wird es hauptsächlich durch die Thätigkeit dieser Zellen wieder ausgeschieden. Die weißen Blutkörperchen besorgen ferner auch die Ausföndierung von Eisen, wenn dies Metall durch Einspritzung von Eisensaccharat in die Adern eingeführt worden ist. Diese Thatsachen haben sich leicht durch Thierversuche feststellen lassen. Viele Umstände scheinen auch darauf hinzuweisen, daß die weißen Blutkörperchen die Träger der Ausscheidungen aus gewissen Drüsen sind. An sie ist zum Beispiel ausschließlich der kleine Gehalt von Jod im normalen Blut gebunden und der merkwürdige Jodgehalt in der Muttermilch ist jedenfalls auch dadurch zu erklären, daß die weißen Blutkörperchen das Jod den Drüsen der Brust zuführen. Andre Stoffe wie Quecksilber, Arsenik, Strychnin und Morphinum werden, nachdem sie aus dem Körper wieder ausgeschieden sind, immer in solchen Verbindungen gefunden, die auf eine Einwirkung der weißen Blutkörperchen schließen lassen. Die Entstehung der Leucocyten ist nicht auf die ganze Länge des Darms gleichmäßig verteilt, sondern nimmt mit der Entfernung vom Magen ab; seit die russischen Forscher Pawlow und Schepowalnikow gefunden haben, daß auch ein die Verdauung befördernder Bestandteil des Darmsaftes sich mit der Entfernung vom Magen ebenso vermindert und im Dickdarm fehlt, so lag der Schluß nahe, daß gerade die Einwirkung dieses Saftes mit der Erzeugung der weißen Blutkörperchen, die fortgesetzt in ungeheurer Zahl in der Schleimhaut des Darms sich bewegen, in Zusammenhang stehen dürfte. Daß dem wirklich so ist, haben Staffano und Willon durch Versuche an Hunden nachgewiesen und halten dies Ergebnis für das bedeutsamste ihrer Forschungen. —

Humoristisches.

— Ein Grobian. Junger Chemann: „Meinst Du nicht auch, liebe Frau, daß die Gardinen durch mein starkes Rauchen leiden?“
 Frau: „Du bist doch der beste, sorgsamste Mann von der Welt, natürlich leiden sie darunter.“
 Mann: „Dann nimm sie ab!“
 — Boshaft. Ged: „Von welcher Seite finden Sie, präferiert sich mein Kopf am besten?“
 Dame: „Zedenfalls von der Außenseite!“
 — Erklärung. Fremder (erstaut): „Kennen mich die Herren am Stammtisch eigentlich? Wie ich eben eintrat, ertönte ein allgemeines „Ah!“
 Kellner: „Ja, wissen Sie... die haben alle darauf gewartet, daß einer kommt, der's letzte aus dem Faß kriegt... jetzt wird frisch angezapft!“
 („Lustige Blätter“.)

Notizen.

— Max Dreyers Schwan „Das Thal des Lebens“ ist bei Georg Heinrich Meyer in Berlin als Buch erschienen.
 — Paul Lindau hat für seine neue Direktion im Deutschen Theater Bernhard Shaw's Komödie „Helden“ zur Aufführung erworben.
 — Rudolf Presber's Drama „Venus Anadhome“ erzielte bei der Erstaufführung im Schauspielhaus zu Frankfurt (Main) einen äußeren Erfolg.
 — Im Opernhaus geht Ende März „Das war ich“, Dorfidielle in einem Akte von H. Vaska, Musik von Leo Bloch, erstmalig in Scene.
 — Die belgische Regierung hat jetzt mit dem Bildhauer Meunier den Vertrag abgeschlossen, durch den die für das „Denkmal der Arbeit“ bestimmten Figuren in Stein ausgeführt und in einem besonderen Saal des zu bauenden Mont des Arts aufgestellt werden sollen.
 o. Die längste Brücke der Welt. Eine dritte Hängebrücke aus Stahl soll zur Verbindung von New York und Brooklyn gebaut werden; sie wird 10 000 Fuß lang, also die längste Stadtbrücke der Welt sein. Außer reichlichem Platz für Fußgänger wird sie Wege für Wagen und Geleise für elektrische Straßenbahnen und Jüge haben. Vier große Aufzüge werden das Publikum von der Straße nach der Brückenpromenade befördern.
 — Nicht zu verwechseln! Die Direktion des Stadt-Theaters in Speyer erfreute laut „Frankfurter Zeitung“, das Theaterpublikum dieser Stadt unlängst durch eine lobenswerte Aufmerksamkeit. Auf dem Zettel der für Sonntag den 15. Februar angelegten Aufführung wird als Klassiker-Vorstellung das Schauspiel in fünf Akten „Die Räuber“ von Friedr. v. Schiller angefündigt. An auffälliger Stelle des Zettels, und zwar mitten im Personenverzeichnis des Schiller'schen Schauspiels, war folgender Vermerk angebracht:

Nicht zu verwechseln mit „Räuber auf Maria-Kulm“.